

John Ma, **Statues and Cities. Honorific Portraits and Civic Identity in the Hellenistic World.** Oxford Studies in Ancient Culture and Representation. Oxford University Press, Oxford 2013. 406 Seiten mit 56 Abbildungen, 17 Pläne.

Nach einer Fülle von wertvollen Einzelbeiträgen zur Praxis statuarischer Ehrungen im Hellenismus hat John Ma nun eine eingehende monographische Abhandlung zum Thema vorgelegt, in der die vielfältigen Aspekte dieses Phänomens erstmals systematisch gebündelt werden. Damit erfüllt er ein seit langem bestehendes Desiderat auf dem Gebiet der Epigraphik, das angesichts der großen Materialmenge bei zumeist geringem inhaltlichen Tiefgang sowie ausgeprägter Redundanz bislang gescheut wurde. Doch der Anspruch reicht weit darüber hinaus: Der Verfasser widmet sich, die konventionellen Fachgrenzen der Alten Geschichte deutlich überschreitend – und das mit bemerkenswerter Kompetenz –, allen Komponenten und Gesichtspunkten der Porträtstandbilder einschließlich der Kontexte ihrer Genese und Aufstellung. Ziel der ganzheitlichen Betrachtungen zum Phänomen der Ehrenstatuen ist kein geringeres als das Verständnis dessen auf eine neue Grundlage zu stellen, wie die griechische Polis unter den veränderten Rahmenbedingungen der hellenistischen Epoche funktionierte (S. 9).

Diesem Unterfangen nähert sich Ma kapitelweise auf vier komplementären Ebenen, wobei jedes Kapitel in einen eher deskriptiven und in einen stärker analytischen Teil untergliedert ist: Im ersten, »Statues and Stories«, werden die Inschriftentexte hinsichtlich ihres regelhaften Aufbaus analysiert. Bei diesem gleichsam grammatischen Zugang geht es jedoch nicht nur darum, die Wurzeln und regionalen Eigenheiten der kanonischen Formulare für öffentliche und private Statueninschriften aufzuzeigen, sondern vor allem, aus der Syntax der Akteure (Ehrende vs. Geehrte) Folgerungen für deren Stellenwert abzuleiten. Das zweite Kapitel »Statues and Places« beleuchtet vornehmlich anhand von Fallbeispielen aus dem Ägäisraum (Griechisches Festland bis Westküste Kleinasien) die unterschiedlichen räumlichen Aspekte der Monumente: zum einen topologisch (wer wird wo geehrt?), zum anderen die konkrete Umsetzung an Ort und Stelle (Platzierung und Arrangement der einzelnen Standbilder). Dabei werden primär verschiedene Strategien (S. 113: »competition and collaboration«) der räumlichen Inszenierung festgestellt und gedeutet. Nach den räumlichen werden im dritten Kapitel, »Statues and Families«, die sozialen Kontexte der Porträtstandbilder näher betrachtet, wobei das Augenmerk nahezu ausschließlich auf privaten Statuenstiftungen im öffentlichen Raum liegt. Als treibende Kraft dieser »privaten Ehrenstatuen« sieht der Autor in erster Linie die führenden Familien, sei es dass die Stiftungen von mehreren Angehörigen der geehrten Person ausgehen, sei es dass sich Verwandte – vor allem in Form von Gruppenanathemen – gegenseitig mit Statuen bedenken.

Die Auseinandersetzung mit den Standbildern selbst steht, gleichsam als Gegenpol zu den Inschriften, im vierten Kapitel, »Statues as Images«, am Ende der Untersuchungen. Neben dem politischen, finanziellen und künstlerischen Entstehungsprozess der Porträtstatuen widmet sich der Verfasser hier der Frage, auf welche Grundaussagen die unterschiedlichen Bildniskategorien (Köpfe und Körper) reduziert werden können. Anhand weniger Beispiele (S. 17) von kontextuell gesicherten Porträtstatuen wird dabei getestet, wie sich der Einsatz der Rollenbilder im jeweiligen Ambiente deuten lässt. In einem ausführlichen Resümee werden die Ergebnisse der vier Kapitel abschließend miteinander abgeglichen und auf einen gemeinsamen Nenner gebracht.

Tatsächlich bestimmt die im ersten Kapitel entwickelte Ausgangsthese über weite Strecken den Blickwinkel auf die Denkmäler und nimmt das Ergebnis damit in gewisser Weise schon vorweg: Die von öffentlichen Institutionen, in der Regel der Polis, verliehenen Ehrenstatuen stellten nicht etwa, wie zumeist angenommen, die geehrten Personen in den Vordergrund, sondern vielmehr die Beziehung zwischen der ehrenden Instanz und dem Ehrenempfänger (S. 45). Erstere erscheint üblicherweise als Akteur im Nominativ, letzterer als Objekt der Ehrung im Akkusativ. Die Bürgerschaft behalte auf diese Weise die souveräne Kontrolle über den Akt der Auszeichnung, oder umgekehrt ausgedrückt: Trotz aller Hervorhebung könne sich das geehrte Individuum von der im Inschriftenformular festgeschriebenen Dominanz der Gemeinschaft niemals emanzipieren. Mithin könnten die Ehrenstatuen auch nicht als Indikatoren oder gar Wegbereiter einer schleichenden Aristokratisierung der hellenistischen Poliswelt aufgefasst werden. Bereits hier wird deutlich, dass Ma entgegen seinem Bekenntnis zu einem ganzheitlichen Ansatz der textlichen Komponente der Denkmäler bei Weitem mehr Wirksamkeit zuspricht als der statuarischen, die ohne die inschriftliche Kontextualisierung nicht mehr sei als ein aussageloses »work of art« (S. 62; anders jedoch S. 17!).

Sieht man von diesem einseitigen und rezeptions-theoretisch fragwürdigen Urteil einmal ab, bleiben jedenfalls Zweifel, ob man der grammatischen Grundstruktur der Ehreninschriften derart viel Gewicht beimessen muss. Zum einen werfen nämlich die Ausnahmen von Ehrenempfängern, die im Nominativ in Erscheinung treten (z. B. siegreiche Athleten), die Frage auf, warum die Gemeinschaft bei ihnen bereit ist, auf die essentielle Kontrolle zu verzichten; zum anderen weisen private Dedikationen von Porträtstandbildern grundsätzlich dieselbe Syntax aus agierenden Stiftern und passiven Geehrten im Akkusativ auf, ohne dass daraus ähnlich weitgehende Schlüsse gezogen werden (vgl. S. 159). Die Umsetzung auf bildlicher Ebene (personifizierter Demos bekränzt Ehrenempfänger) ist vergleichsweise selten bezeugt, wobei kaum von einer demütigen Verneigung der Porträtstatue vor dem Bildnis des Überbringers auszugehen ist (S. 47 f. Abb. 2.1);

vielmehr stehen die Geehrten im Vordergrund und werden von Dahinterstehenden bekränzt.

Gerade die Feststellung, dass sich die Nennung der geehrten Person im Akkusativ erst im Verlauf des dritten vorchristlichen Jahrhunderts allgemein durchsetzte, legt doch die Vermutung nahe, dass zunächst eine einheitliche Praxis etabliert werden musste (wobei in einzelnen Regionen, insbesondere auf Rhodos, Sonderwege beschritten wurden), die Lösung also nicht aufgrund einer verallgemeinerbaren politischen Intention auf der Hand lag. Und zudem gewinnt man den Eindruck, dass die formale Angleichung öffentlicher und privater Ehreninschriften im Zuge dieses Prozesses aussagekräftiger ist als die Frage, wer jeweils als Subjekt auftrat. Schließlich übernimmt der Ehrenempfänger stets eine passive Rolle (s. dazu Inschrift des Diopethes, s. S. 50 f.), abgesehen von den seltenen ›Selbstweihungen‹. So sehr man dem Autor beipflichten muss, dass die Inschriften – im Unterschied zu neuzzeitlichen Porträtdenkmälern (Hommage) – vor allem soziale Beziehungen sichtbar machen sollten, erscheint Vorsicht geboten, die zumeist sehr kurzen, formelhaften Texte im Hinblick auf ihre Aussageabsichten und -möglichkeiten nicht überzustrapazieren.

Um seine Grundthese zu unterstreichen, dass die Gemeinschaft im Akt der statuarischen Ehrung stets die Oberhand über die geehrte Person zu behalten suchte, verweist der Verfasser auf den weiteren Kontext bürgerlicher Kultur, vor dessen Hintergrund die Inschriften auf den Statuenbasen zu verstehen sind (S. 55–63). Neben den öffentlichen Proklamationen vor großem Publikum betreffe das vor allem die Ehrendekrete, die separat oder als Zusatz zu den Basisinschriften die zugrunde liegende Beschlussfassung des Stadtrats dauerhaft öffentlich dokumentierten. Diese oft recht ausführlichen Schriftstücke rückten die städtischen Institutionen und ihr ordnungsgemäßes Vorgehen in den Vordergrund, während der Name des Geehrten fast unterzugehen drohe. Das Attest vorbildlicher Erfüllung von gemeinschaftlich anerkannten Tugenden überstrahle dabei die besonderen individuellen Leistungen. In letzter Konsequenz sei mit der bürgerlichen Ehrenpraxis sogar ein Mittel gefunden, die übermächtigen Exponenten der hellenistischen Höfe, nicht zuletzt die Könige selbst, auf Augenhöhe der Polis zu zwingen.

Außer der Frage, ob das im gleichen Maße auch für die Bildnisse aus königlichen Kreisen behauptet werden kann, muss hier der Einwand vorgebracht werden, dass nicht alle Tugenden (z. B. ἀρετή und εὐνοία), auf die sich die Inschriftentexte berufen, ein Monopol bürgerlicher Ideologie darstellen. Gerade die ›Macht der Statuenbasen‹, der Ma ein kurzes Kapitel (1.5) widmet, lässt daran zweifeln, dass die Städte immer konsequent an einer Nivellierung individueller Hervorhebung gearbeitet haben. Niedrige unprofilierte Quader- und Rundbasen bieten zwar eine vergleichsweise schlichte Variante; der Nachweis einer sozialspezifischen Anwendung bleibt jedoch aus, und auch der

Vorschlag, dass sie Rednertribünen und damit den Rahmen politischer Praxis (inkl. Proklamationen) in der Stadt evozieren sollten (S. 43), kann nicht ohne Weiteres überzeugen. Im Hinblick auf die hierarchische Differenzierung der Geehrten verweist der Autor schließlich selbst auf die gängige Praxis, Könige an den Anfang der Ehreninschriften zu setzen, auch wenn sie im Akkusativ genannt werden (S. 52). Offenbar konnten sich die Städte der Beachtung von Standesunterschieden also doch nicht so ganz entziehen. Aber ging es dabei gleich um Machtfragen oder nicht eher um die Wahrung des Comment?

Im zweiten Kapitel analysiert der Verfasser die Topologie der Ehrenstatuen (»grammar of space«) und geht damit der Frage nach, wo und wie Ehrenstatuen die öffentlichen Räume der Städte besetzten und damit zu einer sinnstiftenden Strukturierung beitrugen. Wie bedeutend der Aspekt des geeigneten Ortes war, ergibt sich dabei schon aus der antiken Ehrenpraxis selbst, die nicht selten für die Aufstellung der Statuen einen ἐπιφανέστατος τόπος in Aussicht stellte. Zu Recht betont Ma hier, dass beim Versuch der räumlichen Interpretation dieses Terminus die Festlegung auf bestimmte Kriterien problematisch ist, da es im Hinblick auf den erwünschten Prestigegewinn nicht nur auf die Sichtbarkeit, sondern auch auf die Bedeutsamkeit des Ortes selbst ankommen konnte.

Wohl wissend, dass für die Dichotomie zwischen öffentlich und privat anhand der griechischen Schriftquellen kaum Relevanz behauptet werden kann, entscheidet sich der Autor bei der Definition des öffentlichen Raumes für den phänomenologischen Weg, der im Weichbild griechischer Poleis auf allgemeine Begegnung (Homer) angelegte Stätten von solchen geringen Publikumsverkehrs ohne größere Probleme unterscheiden lässt. Die Aufstellung von Denkmälern – bevorzugt vor Stoen – bedeutete so zwangsläufig auch eine Beschneidung auf Kosten der Gemeinschaft, für deren Genehmigung es jedenfalls einer Entscheidung der politischen Amtsträger bedurfte (S. 71).

Hinsichtlich der spezifischen Nutzung einzelner Kategorien von öffentlichen Räumen gelangt der Verfasser zu folgenden Ergebnissen: An erster Stelle stehe die Agora als der Platz der Bürgerschaft schlechthin. Den wesentlichen Auftakt leiste dabei Athen im frühen vierten Jahrhundert, während der Eindruck, dass alle Agorai mit Statuen gefüllt seien, erst seit dem zweiten vorchristlichen Jahrhundert geltend gemacht werden könne. Alternativ erteilten die Poleis – insbesondere auch an Fremde – das Privileg, Standbilder in ihrem wichtigsten Heiligtum zu errichten, sei es innerhalb (Athen, Priene) oder außerhalb (Samos, Epidauros, Eretria, Didyma, Lykosoura, Klaros) der Stadt. Im Heiligtum bilden die Tempel die größte Attraktion: Besonders prominent sei die Aufstellung in der Cella (bes. Kultdiener und Herrscher, die selbst Gegenstand des Kultes werden konnten) oder nahe am Tempel. Daneben begegne man langen Serien statuarischer Denkmäler entlang der Heiligen Straßen.

Wesentlicher Gesichtspunkt sei auch hier die Öffentlichkeitswirksamkeit, wobei die Präsenz öffentlicher Ehrenstatuen für eine Politisierung der sakralen Motivlandschaft Sorge. Das griechische Gymnasium mit Louis Robert als zweite Agora zu bezeichnen, bewertet Ma als übertrieben, wenngleich die Aufstellung von Statuen dort wesentlich durch die bürgerliche Ideologie der Städte (Euergetismus zugunsten geschlossener Gesellschaft aus Männern verschiedener Altersgruppen) und das griechische Identitätsgefühl motiviert sei. Die Praxis, die fast alle Gebäudeteile betreffe, setze am Ende des dritten Jahrhunderts ein und verliere im späten Hellenismus zunehmend an Verbindlichkeit, da der Bezug zur eigentlichen Funktion des Ortes inhaltlich wie ästhetisch immer weniger erkennbar werde.

Im Theater, das nur wenige Spielräume für Statuen bietet, knüpfen die Ehrungen im Wesentlichen an die beiden Funktionen als Spielbetrieb und als politischer Versammlungsort an. Unter letzterem Aspekt gewänne auch die Bulé – unter dem Einfluss der Römer – zunehmend an Bedeutung, wie es unter anderem die Reiterstatue des zweiten nachchristlichen Jahrhunderts im Bouleuterion von Messene belege. Für diese Gebäudegruppe hätte man jedoch eher erwartet, dass sie im Kontext der Agora thematisiert würde.

Jenseits der städtischen Ebene bilden schließlich die überregional wichtigen Heiligtümer wichtige Anziehungspunkte für Ehrenstatuen. Das gilt etwa für die Zentralheiligtümer von Koina, aber auch für andere stark frequentierte Kultorte. In diesem Sinne sei auch die besondere Beliebtheit der panhellenischen Stätten zu verstehen, wo man mit Statuen analog zu den Wettkämpfen seinen Platz in der griechischen Geschichte zur Wahrnehmung bringen konnte, wie nicht zuletzt das besondere Interesse der Römer an diesen Orten bezeugt.

In den anschließenden Fallstudien (Priene, Pergamon, Athen) werden die allgemeinen Beobachtungen weitgehend bestätigt, ohne dass sich die Aufstellungskriterien präzisieren ließen oder Entwicklungsmuster erkennbar würden. Vielmehr werde deutlich, dass jede Stadt besondere Vorlieben beziehungsweise Rahmenbedingungen aufweise: In Priene dominiere die Selbstinszenierung der eigenen Bürgerschaft, während die Stadt und ihre Einwohner im überregionalen Panionion bemerkenswerterweise keine Rolle zu spielen scheine; in Pergamon seien die von den Attaliden geprägten Aufstellungsorte auch nach dem Ende der Dynastie die wesentlichen Anziehungspunkte für Ehrenstatuen geblieben; in Athen wechselten sich Agora und Akropolis als beliebteste Plätze ab, ohne dass sich die Ursachen dafür genauer bestimmen ließen. Überhaupt bleibe für viele Städte oft unklar, warum im einen Fall die Agora oder das zentrale Heiligtum gewählt werde, im anderen ein extraurbanes, bisweilen sogar entlegenes (Kap. 3.5). Neben der Publicity spielten demnach für die Ortswahl auch andere Kriterien eine Rolle, wie das Markieren von zur Stadt gehörigen Territorien (s. z. B. Kap. 3.6. zum Asklepieion von Epidauros)

oder die besondere Rolle des Geehrten für die Geschichte des spezifischen Ortes.

Im zweiten Teil dieses Kapitels verlegt der Autor sein Augenmerk auf die konkrete Inszenierung der Denkmäler vor Ort (»statues in their places«). Dabei beobachtet er drei Prinzipien der Anordnung: erstens Isolation, zweitens gesuchte Nähe und drittens Aneinanderreihungen beziehungsweise Ballungen. Die isolierte Aufstellung vor Hallen, Portalen oder im Zentrum von Plätzen, die auch durch die Anwendung kostbarer Materialien beziehungsweise durch aufwendige Dimensionen akzentuiert werden konnte, unterstreicht naturgemäß die Einzigartigkeit und Prominenz der Geehrten (z. B. Tyrannenmörder auf der Agora in Athen).

Der Verfasser tut sich schwer damit, liefern doch einige Beispiele für derartige Inszenierungen ein deutliches Indiz dafür, dass die Polis in besonderen Fällen bereit war, ihre Kontrolle preiszugeben (z. B. Attalidenpfeiler auf der Akropolis). Dann ist es plötzlich eine Frage der geschuldeten Dankbarkeit, ob die Ehrung eines Euergeten in eine »Hommage« umschlagen darf, also eine Huldigung unter Aufgabe der eigenen Dominanz. Mit dem Prinzip der Annäherung fordert die später hinzugesellte Statue den Betrachter zu einer inhaltlichen Verknüpfung zwischen zwei Denkmälern auf, sei es, dass persönliche Beziehungen zwischen den Dargestellten oder übereinstimmende Qualitäten und Wertmaßstäbe evoziert werden sollen. Zum Beispiel wird neben der Personifikation der Demokratie der berittene Demetrios Poliorketes zu deren Garanten.

Die Aneinanderreihung von Monumenten ist schließlich das am meisten verbreitete Ordnungsprinzip und das latent stets drohende Schicksal der beiden zuvor genannten. Mit ihm vermag die Polis am ehesten Kontrolle auszuüben, indem sie das Erscheinungsbild der Denkmäler aufgrund der redundanten Elemente vereinheitlicht: Der einzelne Ehrenempfänger geht so in der Masse der übrigen tendenziell unter; zumindest wird sein herausgehobener Status deutlich relativiert. Entgegen der Ansicht des Rezensenten sieht Ma hierbei keine diachronen Entwicklungen am Werk, sondern betont, dass stets alle drei Prinzipien gleichzeitig zur Anwendung gelangten (z. B. Agorai von Athen und Thasos).

Freilich bleibt er den Nachweis dafür schuldig, da er sich fast nie auf einen konsequenten chronologischen Abgleich der Monumente einlässt (Ausnahme: Oropos in 4.5 b). Wertvoller ist die Einsicht des Autors, dass mit der räumlichen Inszenierung der Denkmäler Orientierung und Bewegung der Betrachter gelenkt werden konnten. Vor allem durch ihre Einbindung in Rituale hätten die Statuen Anteil an einer mentalen Raumordnung, wie sie in der Geographie schon seit Längerem diskutiert wird. Schließlich stehe die Statuenlandschaft einer Polis immer auch im Dienste sozialer Diskurse und selektiver Geschichtsschreibung und wirke auf diese Weise hochgradig politisch.

In eigenen Abschnitten behandelt der Verfasser Phänomene wie die Überlagerung und das Verstellen von älteren Denkmälern bis hin zur Wiederverwendung ihrer Basen einerseits (4.5) und die verbindende wie unterteilende Strukturierung öffentlicher Räume durch die Anordnung der Monumente andererseits (4.6). Bei letzterem Phänomen sieht er eine jeweilige kontextuelle Affinität von Heiligtümern und Städten, die wenig überzeugend ausfällt, da sich die kollektiven Rituale häufig räumlich überschneiden. Resümierend (4.7) muss er zugestehen, dass die Analyse der Räume neben zahlreichen Indizien städtischer Kontrolle mindestens ebenso viele Anzeichen für den ungehemmten Wettstreit der Monumente offenbart, wobei er erwartungsgemäß in den internationalen Heiligtümern dessen ausgeprägteste Ausdrucksformen verortet.

Im dritten Kapitel widmet sich Ma der Feststellung, dass es in den Städten und Heiligtümern keine klare Abgrenzung zwischen öffentlich und privat gestifteten Porträtendkmälern gibt, einem bis dato von der historischen Forschung vernachlässigten Phänomen der griechischen Ehrenpraxis. Gerade auf der räumlichen Ebene würde man eine deutliche Differenzierung erwarten, wenn der Polis die demonstrative Kontrolle über Auszeichnungen in der Öffentlichkeit tatsächlich ein zentrales Anliegen war. Eine eingehende Betrachtung der Motivationen, die vor allem Familien zur Stiftung solcher Statuen veranlasste, soll dazu Aufschluss geben. Trotz einer Fülle verschiedener, mehr oder minder privater Anlässe (Gelübde, Ämter, Siege, Adoptionen, testamentarische Verfügungen, Dank-, Freundschafts- und Loyalitätsbekundungen etc.) scheinen hier vor allem Absichten der öffentlichen Würdigung von für die Gemeinschaft relevanten Leistungen und Kommemoration durch, was sich auch darin widerspiegelt, dass explizite Begründungen für die Statuenaufstellung, sofern sie erfolgen, selten anders ausfallen als die von der Polis angeführten Wertvorstellungen.

Ähnliches gelte für die in diesen Denkmälern eingesetzten Statuentypen. Der größte Unterschied liege demnach darin, dass die privaten Statuenstiftungen, die sich formal aus der Motivpraxis der archaischen Zeit herleiten ließen – aber historisch als eine Reaktion (um 350 v. Chr.) auf die regelmäßige öffentliche Verleihung von Ehrenstatuen zu werten seien –, die Aufmerksamkeit meist nicht nur auf den Geehrten, sondern auf eine Vielzahl an familiären beziehungsweise freundschaftlichen und geschäftlichen Beziehungen lenkten. In dieser horizontalen wie vertikalen Ausweitung der Selbstdarstellung erkennt der Autor zum einen aristokratische Tendenzen, die unter anderem den Anspruch elitärer Familienkontinuität erheben. Zum anderen führt seine breit gefächerte Analyse aber auch immer wieder zu der Feststellung, dass die besser gestellten Familien ihre Privilegien nicht nutzten, um sich äußerlich von den Werten der Gemeinschaft – etwa durch das Erscheinungsbild der Statuen oder den Wortlaut der Inschriften – zu distanzieren. Es bleibt allerdings fraglich, ob man darin überhaupt einen Wi-

derspruch sehen muss. Das Interesse der Eliten lag ja nicht zwangsläufig in der Auflösung der nach demokratischen Leitlinien organisierten Polis, sondern vielmehr in der nachhaltigen Sicherung ihres Einflusses innerhalb der geltenden Regeln.

Auch in seiner Behandlung der politischen und handwerklichen Verfahren bis hin zur fertigen Ehrenstatue im vierten Kapitel betont der Autor den hohen Anteil der Städte am Entstehungsprozess. Die Voraussetzungen zu dieser besonders prestigeträchtigen wie kostspieligen Form der Ehre (durchschnittlich zweibis dreitausend Drachmen pro Einzeldenkmal) seien genau geprüft worden, die Entscheidungen und ihre Begründungen in den entsprechenden Dekreten ausführlich dargelegt. Im Zentrum der Aufmerksamkeit stünde so weniger die geehrte Person als vielmehr die Polis, nämlich als die Instanz, die lokal (!) alle Schritte bis zur Aufstellung des Denkmals entscheide und überwache. Auch die Bildhauer, deren Signaturen bei öffentlich gestifteten Bildnissen seltener anzutreffen sind, nähmen demgegenüber eine völlig in den Hintergrund tretende Rolle ein.

Tatsächlich spricht Ma den Porträtstandbildern ihren Kunstwert dann auch weitgehend ab. Im Wesentlichen ließen sich die Statuen bis auf wenige Ausnahmen auf lediglich drei Gruppen zurückführen: erstens Männer im Himation, zweitens Könige und Verwandtes nackt oder gepanzert, zu Fuß oder zu Pferde, drittens Frauen in zweiteiliger Gewandung nach zeitgenössischen oder klassischen Vorbildern. Obwohl der Autor deutlich hervorhebt, dass eine adäquate Interpretation der Bildnisse nur unter Einbeziehung ihres (selten nachvollziehbaren) ursprünglichen Kontextes möglich sei, neigt er dazu, in der Gesamtbewertung der Porträtendkmäler die stereotypen Facetten zu betonen. Dadurch wird der Eindruck einer letztlich durch und durch redundanten Statuenlandschaft (S. 292) verfestigt, wie sie auch die Vorderseite des Einbandes (entnommen aus: S. Dillon / E. Palmer-Baltes, *Am. Journal Arch.* 117, 2013, 207–246) evoziert. Letztlich wird so aus einem Dilemma der Überlieferung die negative Bewertung einer ganzen Kunstgattung abgeleitet.

Dabei ließe sich auf manche der in den Raum gestellten Fragen durch eine differenziertere Betrachtung durchaus eine Antwort geben. Ob etwa die späthellenistischen Honoratioren in ihrer Ablösung der Könige auch Züge deren Selbstdarstellung übernommen haben (S. 273), dazu hat die Forschung schon verschiedentlich Stellung bezogen (so z. B. L. Giuliani, *Bildnis und Botschaft* [Frankfurt a. M. 1986] 161; F. Queyrel, *Bull. Corr. Hellénique* 115, 1991, 389–464, bes. 431–435). Die Polisgemeinschaft mag über die Formulierung bestimmter Rollenbilder und Verhaltensnormen Standards vermittelt haben, die der Herausstellung individueller Eigenschaften nivellierend entgegenwirken konnten. Dennoch kann man den (wenigen erhaltenen) Porträtköpfen selbst ein Ringen um Individualität nur selten absprechen. Wenn etwa Frauen-

köpfe diesen Hang zur Individualisierung vermissen lassen, dann dürfte das jedenfalls eher mit kulturellen als mit bürgerlichen Normvorstellungen zu tun haben, denn dasselbe Phänomen gilt lange Zeit auch für die Porträts von Königinnen.

Die Zusammenfassung am Ende des Bandes leistet schließlich noch mal eine Einordnung der verschiedenen Aspekte in eine historische Gesamtperspektive. Die hellenistische Ehrenstatue übernimmt darin eine indizierende Funktion für die Statusbestimmung der nachklassischen Polis: Im frühen Hellenismus diene das Medium den Städten vor allem zum Erhalt der symbolischen Kontrolle über höfische Euergeten und solche aus dem Kreis der bürgerlichen Eliten. Freilich können wir kaum sagen, ob oder wie weit sich etwa privat gestiftete Herrscherbildnisse in ihrer Ikonographie von öffentlichen Ehrenstatuen dieses Genre unterscheiden haben. Erst mit dem Vordringen privater Ehrenstatuen auf die Agora (ca. 225–180 v. Chr.) gerate dieses Gleichgewicht von Leistung und Ehrung langsam ins Wanken. Allerdings fehlen uns hier die Quellen, wie die Gemeinschaft zweifelsohne auch diese Stiftungen zu reglementieren pflegte.

Im späten Hellenismus verschiebe dann die zunehmende Kostenübernahme der Statuenaufstellung durch die Geehrten selbst diese Balance in Richtung der Eliten, wodurch in der Kaiserzeit auch auf der visuellen Ebene (z. B. Erhöhung und architektonische Entrückung der Statuenbasen) eine ausgeprägte Distanz zwischen der Oberschicht und der Polisgemeinschaft erwachse. Hier wird schließlich also doch ein gewisses Zugeständnis an das herkömmliche Bild von der späthellenistischen Honoratiorenschicht greifbar, mit der die innere Aushöhlung der Demokratie verbunden wird. Allerdings bleibt dabei unklar, wie die vermeintliche Kontrolle der Polis schließlich doch immer häufiger in eine Hommage an einzelne lokale ›Big Men‹ umschlagen kann (S. 295 f.), ohne dass sich das Inschriftenformular dabei entscheidend verändere. Am Ende kommt es bei der Frage der (symbolischen) Machtverhältnisse vielleicht doch nicht so sehr auf die Grammatik der Inschriften an?

Überhaupt steht am Ende des Buches die Frage im Raum, ob der radikal gedachte Antagonismus zwischen elitären und gemeinschaftlichen Interessen zur Erklärung der Phänomene rund um die hellenistische

Ehrenstatue wirklich weiterführend ist. Zum einen sind die gesellschaftlichen Eliten meist selbst Teil einer Polis (eines Koinon etc.) und wirken nicht zuletzt in deren entscheidenden Gremien mit. Zum anderen liegt der grundsätzliche Widerspruch zwischen dem Gleichheitsprinzip und der Herausstellung einzelner Individuen jenseits aller konkreten Motivationen im Gegenstand der Ehrenstatuen selbst begründet. Trotz ihrer demokratischen Prinzipien hatten viele griechische Poleis offenbar Bedarf an einem solchen Medium, das leistungsfähige Vorbilder prominent und dauerhaft materialisierte. Andernfalls hätte man es auch bei Kränzen (verschiedener Wertigkeit und Quantität) belassen können. Durch seine dialektische Sichtweise der politischen Interessen (z. B. S. 133, 158 und 291) und das starre Axiom städtischer Kontrollabsicht – ganz im Dienste einer programmatischen Vitalitätsbekundung zugunsten der griechischen Polis à la Robert – verspielt der Verfasser gleich im Ansatz, die Entwicklungsgeschichte der Ehrenstatue im Hellenismus als dynamisches Wechselspiel vieler unterschiedlicher Faktoren zu begreifen, so dass seine Analyse über weite Strecken merkwürdig unhistorisch (der Autor würde vermutlich den Begriff ›cold history‹ bevorzugen) anmutet.

Wenn in den obigen Ausführungen die kritischen Bemerkungen dominiert haben, so soll und darf das nicht darüber hinwegtäuschen, dass John Ma mit seiner Monographie ein ungemein lehrreiches und produktives Werk vorgelegt hat. Die Fülle an eingehend diskutierten Denkmälern einschließlich Verweisen auf Parallelen, an wertvollen Einzelbeobachtungen sowie an anregenden Überlegungen ist so beeindruckend wie vielseitig. Ein echtes Manko bei dieser Dichte ist freilich die geringe Schriftgröße, die der Verlag dem Leser zumutet, wie auch die Qualität der Abbildungen bisweilen zu wünschen übrig lässt und damit signifikant den inhaltlichen Primat der Texte gegenüber den Bildnissen und ihren Postamenten unterstreicht. Das ändert jedoch wenig daran, dass das Buch für die künftige Forschung zu Porträt- beziehungsweise Ehrenstatuen im Hellenismus ein unerlässliches Referenzwerk sein wird, ganz gleich, ob man seine Thesen im Grundsatz teilt oder nicht.

Würzburg

Jochen Griesbach